

Begriffsgeschichte, Sozialgeschichte, begriffene Geschichte

Reinhart Koselleck im Gespräch mit Christof Dipper¹

Dipper: Herr Koselleck, Sie gelten als führender Begriffshistoriker in der Bundesrepublik, zumindest im Fremdbild. Wenn Sie ein anderes Bild von sich haben, wäre das noch eine Gelegenheit, nachzustoßen. Aber bleiben wir zunächst bei Ihnen als Begriffshistoriker. Wie kamen Sie eigentlich auf diese Fragestellung? Was war das wissenschaftliche Umfeld für diese Fragestellung? In welcher Tradition sahen Sie sich, als Sie sich mit der Begriffsgeschichte zu beschäftigen angefangen haben?

Koselleck: Die Herkunft meiner Beschäftigung mit der Begriffsgeschichte ist tatsächlich erst im Rückblick zu rekonstruieren, denn als ich studierte, war ich kein Begriffshistoriker. Später, als ich anfang, die Methode für das Lexikon zu entwerfen, stellte sich heraus, daß ich eine Fülle von Lehrern hatte, die begriffsgeschichtlich längst Vorreiterrollen gespielt haben. Zunächst ist natürlich zu nennen Otto Brunner, der mit Werner Conze zusammen im "Arbeitskreis"² die Tradition der Begriffsgeschichte als Sozialgeschichte schon gepflegt hat, und zwar seit seinem Buch über 'Land und Herrschaft'.³ Zweitens ist die philosophiegeschichtliche Tradition zu nennen, die mit Hegel anfängt und, wenn man so will, von Eucken fortgesetzt, dann von Rothacker und Gadamer weitergeführt wurde: Gadamer veranstaltete verschiedene Kolloquien, auf denen ich auch Referate hielt. Insofern bleibt die philosophische Begriffsgeschichte eine produktive Herausforderung.⁴ Dahinter steht Heidegger, in dessen Kolloquien ich eindrucksvolle Beispiele kennenlernen durfte, etwa Textstellen aus Hegels 'Einleitung zur Phänomenologie' zurückzuverfolgen mit der Frage, wo die analogen Konzepte bei Kant, bei Leibniz, bei Thomas, bei Augustin, bei Aristoteles oder bei Platon gewesen seien. Diese Rückverfolgung der Umsetzung von Begriffen, die nicht zu einer Problemgeschichte ausartete, sondern sprachgeschichtlich den Wandel sichtbar machte, war in der Heidegger-Gadamer-Tradition präsent. Drittens ist mein Doktorvater Kühn zu nennen. Er hat eine Habilitationsschrift über Toleranz und Offenbarung geschrieben und in ihr fünf Typen von Toleranzfähigkeit oder -unfähigkeit protestantischer Denomination von Luther bis Cromwell behandelt.⁵ Diese fünf Typen – Idealtypen, von Troeltsch beeinflusst – beruhen de facto auf Begriffsanalysen, wie christliche Offenbarungsgewissheiten protestantischer Herkunft fähig seien, gegenüber verschiedenen Kirchen oder Denominationen tolerant zu sein. Und schließlich war Carl Schmitt, der immer auf die politischen Folgekosten juristischer Begriffe hinwies, einer der Anreger. Er forderte mich auf, Lexika zu vergleichen, und fragte stets: was bedeutet ein Terminus zu welcher Zeit, wo und was, für wen? Und diese rigorose Fragestellung hatte er ja selber methodisch brillant in seiner Schrift über die Diktatur vorgeführt.⁶ Insofern hat die heutige Begriffsgeschichte viele Väter.

Dipper: Damit ist nun das Umfeld abgesteckt, das Sie in Gestalt von fünf bis sechs Quellströmen skizziert haben, aber jeder dieser einzelnen Quellströme ist ja im Prinzip etwas anderes als das, was Sie daraus gemacht haben. Irgendwann muß noch ein zusätzliches Momentum gekommen sein. Ich nehme an, es ist nach Ihrer Dissertation erfolgt,⁷ in der Sie schon begriffsgeschichtlich arbeiteten, vor allem in den Fußnoten, aber auch dort ist noch nicht das zu finden, was dann im Lexikon steht. Wie ist es zu den 'Geschichtlichen Grundbegriffen' gekommen?⁸

Koselleck: Zum Lexikon kam es äußerlich dadurch, daß Conze mich 1957 bei seiner Berufung von Münster nach Heidelberg nach meinen Plänen fragte; ich war ja noch nicht habilitiert. Einer meiner Vorschläge war, daß man doch für die Geschichten der zentralen

Begriffe ein Lexikon machen solle. Das griff Conze im Arbeitskreis mit Brunners und Ipsens Unterstützung sehr schnell auf und daraus wurde zunächst das Konzept, die Begriffe als Indikatoren und als Faktoren der sozialen und politischen Sprache ernstzunehmen. Das war der Ansatz, den ich in der Einleitung des Lexikons entwickelt habe, daß nämlich die Sprache zum einen Indikatorenfunktion hat – also nicht Widerspiegelung, aber doch immerhin Hinweischarakter für die sozialen Phänomene und deren Veränderung – und gleichzeitig auch als Faktor der Bewußtseinsveränderung wirkt, denn die sprachlichen Faktoren sind es ja unverkennbar, die den Bewußtseinswandel mitsteuern. Insofern vermittelt Begriffsgeschichte zwischen einer Sozialgeschichte und einer Bewußtseinsgeschichte. Man kann deshalb weder sagen, daß die sprachliche Ausgestaltung sozialer, politischer Erfahrung objektiv noch, daß sie subjektiv sei, sondern die Sprache bewegt sich zwischen benennbaren, objektivierbaren Außenverhältnissen und den reflexiven Sprachphänomenen selber. In dieser Zwischenlage entsteht eigentlich die Begriffsgeschichte, wie sie sich im Lexikon niedergeschlagen hat.

Dipper: Ja, und damit ist es ja im Grunde genommen ein eigenes Konzept, das weit über das hinausreicht – auch in der Interpretationsabsicht –, was Schmitt auf der einen Seite und Brunner auf der anderen gemacht haben, wo es sehr viel stärker normativ und dezisionistisch zugeht, als die beiden eigentlich zugeben. Brunner sprach 1937 auf dem Erfurter Historikertag davon, es müsse eine "Revision der Grundbegriffe" vorgenommen werden.⁹ Das war gewissermaßen ein Auftrag für den Historiker. Mit so etwas wird man Ihnen nicht kommen können. Es gab also offensichtlich irgendwann einen Umschlag und doch sind diese beiden auch ein Teil Ihrer Quellströme. Was blieb, ist die Aufmerksamkeit für die Geschichte der Begriffe, aber die Verwendung der Erkenntnisse ist wohl eine völlig andere, man wird sagen dürfen, eine historistische. Im ersten Durchgang, sagen Sie von sich selber, seien Sie historistisch; das sei nachher gewissermaßen unter Verdacht gestellt worden und dann haben Sie sich anders bezeichnet. Aber im anfänglichen Zusammenhang gab doch vermutlich Opposition gegen die Traditionen eines Carl Schmitt oder eines Otto Brunner den Ausschlag.

Koselleck: Ich würde das nicht so hart formulieren, aber tendenziell haben Sie recht. Ich habe die Begriffsgeschichte durchaus als einen reflektierten Historismus verstanden¹⁰ und verstehe sie bis heute als einen solchen. Das deckt sich teilweise mit Gadamer's philosophiegeschichtlicher Begriffsgeschichte: daß nämlich die Sprache, die Erfahrung sammelt und kommende Erfahrungen vorausformuliert, eine begrenzte Fähigkeit besitzt, die Welt zu integrieren in ihr Wissen, in Verhaltensweisen und in handlungsleitende Herausforderungen. Die Sprache bietet entgegen einer universalistischen Hermeneutik nur einen Aspekt dessen, was die wirkliche Welt möglicherweise für die Menschen ist. Insofern vollzieht sich die sprachliche Veränderung der Weltwahrnehmung kontinuierlich und das, was man mit historistischem Relativismus oder mit Perspektivismus für die Urteilsbildung über die geschichtliche Vergangenheit bezeichnet, wandelt sich mit dem menschlichen Sprachvermögen permanent. Denn es gibt dauernden Urteilswechsel und Standortwechsel je nach Situation und je nach der Konstellation, wie sie sich in der Sprache niederschlägt. Es ist die Hauptabsicht der Begriffsgeschichte, daß diese in den sprachlichen Primärzeugnissen enthaltene Erfahrungssammlung ermittelt wird, daß also wirklich entlang den Quellen die primären Erfahrungselemente in ihrer sprachlichen Artikulation aufgespürt werden. Die Quellen sind dabei immer doppeldeutig lesbar, nämlich einmal als Hinweisquelle für das, was außerhalb ihrer selbst der Fall war, und zweitens auf die Art, wie die Sprache dieses, was der Fall war, artikuliert. Durch diese Ambivalenz ist die Begriffsgeschichte ein Medium zwischen realer Geschichte und Bewußtseinsgeschichte. Sie ist weder reine Bewußtseinsgeschichte noch reine Realgeschichte. In

diesem Zwischenfeld bewegt sich das, was eben sprachlich begreifbar gemacht wird, und das, was begriffen werden kann oder was durch Vorgriffe sprachlicher Art für die Zukunft erschlossen wird. Insofern ist die Begriffsgeschichte ein Teil der Sprachgeschichte, die dabei allerdings auch außersprachliche politische und soziale Phänomene im Blick behält.

Dipper: Ursprünglich haben Sie die Begriffsgeschichte – möglicherweise auch, damit sie sich überhaupt im Feld der Konkurrenz hat durchsetzen können – mit einer Dienerfunktion ausgestattet und haben gesagt, sie diene der semantischen Kontrolle und sei ein Hilfsinstrument in der Sozialgeschichte.¹¹ In den letzten Jahren, und so haben Sie es ja auch soeben formuliert, geht es eigentlich um etwas anderes. Die Begriffsgeschichte verhilft sozusagen der Selbstreflexivität der Sprache zu ihrem Ausdruck. Sie haben an einer Stelle gesagt, es sei eine Weiterentwicklung. Ist es eine Entwicklung, die im Laufe Ihrer Arbeit am Lexikon gekommen ist oder stand beides von vornherein da und ist nur einem taktischen Kalkül, ich will nicht sagen: zum Opfer gefallen, aber das eine stärker und das andere weniger stark gemacht worden?

Koselleck: Die sozialgeschichtliche Hilfsstellung der Begriffsgeschichte war natürlich im "Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte" das primäre Argument, um dort Zustimmung zu finden. Denn die zwanzig Mitglieder dieses Arbeitskreises hatten als Juristen, als Soziologen, als Politologen natürlich keine primär sprachhistorischen Interessen. Insofern ist diese dienende Funktion Teil des Arbeitskreiskonzeptes, das die Finanzierung ermöglicht hat. Aber schon recht früh habe ich – wenn ich mich recht erinnere – in dem ersten Aufsatz über Sozialgeschichte und Begriffsgeschichte, die ich bei Ludz, in der Kölner Zeitschrift veröffentlicht habe,¹² drei Stufen der Begriffsgeschichte definiert: nämlich einmal die sozialhistorische, dann – ich weiß nicht, wie die Zwischenstufe formuliert worden ist – jedenfalls, ist die letzte die theoretische Eigenleistung. Das ist eigentlich doch relativ früh in mein eigenes Arbeitsbewußtsein – wenn man so will – eingedrungen, und zwar als Folge der Praxis. Die Praxis hat erwiesen, daß Zentralbegriffe nötig sind, ohne die man keine Erfahrung machen kann. Wie Kant sagt, ohne Urteil gibt es keine Erfahrung, kann man sagen, ohne Begriffe läßt sich Erfahrung nicht auf sprachliche Weise verarbeiten. Diese Versprachlichung von Erfahrungsbefunden hat einen theoretischen Aspekt, der sich ablöst von dem, was tatsächlich die Erfahrung ist. Die sprachgeschichtlichen Befunde ändern sich zum Beispiel langsamer, als die politischen Ereignisse ablaufen. Es gibt katastrophale Ereignisse im 19. und 20. Jahrhundert, vor allem im 20. Jahrhundert, die durch sprachliche Anpassung keineswegs unmittelbar als Katastrophen registrierbar waren. Es dominieren langsame Bewußtseinsvollzüge, die sich nur über Generationen hinweg ändern, sehr viel langsamer als die in Minuten und Tagen und Wochen konzentrierten Katastrophen sich zu erkennen geben können. Die Sprache ändert sich langsamer und sie hat längerfristige Speicher.

Dipper: Sie hinkt hinterher, aber sie kann auch vorausgehen.

Koselleck: Sie kann auch vorausgehen, natürlich. Sie ist unabhängig von dem, was tatsächlich der Fall ist, indem sie vorgreift und eine Schubkraft aus der Vergangenheit ableitet, die jahrhundertetief zurückreicht. Es gibt Begriffe, bei denen sich die deutsche, englische, französische Sprache grundsätzlich unterscheiden, weil etwa die Schubkraft der Theologie in der deutschen Sprache viel stärker, sehr viel stärker ist als beispielsweise in Frankreich. Das kann man an den einzelnen Begriffen und somit an den sprachlichen Schlüsseln zur Erfahrungstiftung ausmessen.

Dipper: Was Sie gerade skizziert haben, ist methodisch natürlich ganz außerordentlich schwierig. Der Ansatz erfordert Aufmerksamkeit von unterschiedlichen Ebenen aus, ich möchte fast sagen: von unterschiedlichen Disziplinen aus. Wenn Sie zunächst auf die

Begriffe, auf den Sprachwandel schauen, dann brauchen Sie die Ebene der Literatur, der theoretisch gehaltvollen Werke der Philosophie, der Theologie, der Jurisprudenz. Sie brauchen dann andererseits aber auch, weil sich das, was beschrieben und theoretisiert werden soll, im Horizont der Realgeschichte abspielt, die konkreten historischen Erkenntnisse, die die politischen Institutionen und Entscheidungen, die wirtschaftliche und soziale Entwicklung im Auge behalten. Nicht zuletzt die Ebene der Veralltäglichere der ganzen Prozesse, mit denen sich Sprache überhaupt erst bemerkbar macht. Wie gelingt der Sprung zwischen den Ebenen bzw. wie bleibt der Historiker so beweglich – und ich will noch einmal zugespitzt fragen: Setzt das nicht gewisse Ausbildungsvoraussetzungen der Historiker voraus, die kaum eingelöst werden können?

Koselleck: Ganz gewiß. Die Spezialisierung der Einzelwissenschaft ermöglicht natürlich relativ leicht, die Begriffsgeschichte, besser die Terminologiegeschichte der einzelnen Disziplinen zu schreiben, denn das gehört zur Dogmatik der jeweiligen Fächer und zur normativen Kraft dessen, was ein Fach beansprucht, für die Wirklichkeit mitzuteilen. Ökonomische Dogmatik, theologische Dogmatik, juristische Dogmatik haben ihre je interne Begriffsgeschichte, die relativ einfach ist, wenn man sich entlang den klassischen Texten bewegen kann. Wie diese dogmatisierten Segmente in eine historistische Relation überführt werden können, wo die Vielfältigkeit der Erfahrungsimpulse sowohl theologisch wie juristisch, wie wirtschaftlich, wie sozial, wie aus der Alltagssprache zusammenkommen – wie so etwas pragmatisch und technisch bewältigt werden kann, ist in der Tat schwierig. Dies setzt entweder eine Kommunikation der einzelnen Autoren voraus, aber schon das Lexikon beweist, daß Spezialisten sehr schwer zusammenarbeiten können und daß deren Aspekte sich dann und wann einfach ändern. Wenn jemand theologisch vorbelastet ist, wird er eine andere Begriffsgeschichte schreiben, als wenn er philosophisch vorbelastet ist. Und der 'reine' Historiker schließlich lebt ja nur von der Terminologie, die er sich aus der Alltagssprache erborgt, oder von der Terminologie, die eine jeweils dominante Wissenschaft bereitstellt: heute gibt es Metaphern aus der Elektronik, im 19. Jahrhundert aus der Mechanik und aus der Organismuslehre, letztere fehlt im 18. Jahrhundert, und im 17. Jahrhundert zehrt die Historie von biblischen Metaphern usw. Die Vorprägung der historischen Begriffe durch Fremddisziplinen ist die übliche Form für die historische Bewußtseinsstiftung. Es gibt ganz wenig genuin historische Begriffe, die nur aus der eigenen Disziplin heraus entwickelt worden sind. Man könnte den Fortschrittsbegriff dazuzählen, der primär ein geschichtlicher Erfahrungsbegriff ist, dann natürlich den Begriff der Geschichte selber, teilweise den der Entwicklung, wenn er nicht schon organologisch der Biologie oder der Naturwissenschaft entstammt. Es sind sehr wenig Begriffe, die genuin historisch genannt werden können – von den quellenkundlichen Begriffen abgesehen. Bei diesen handelt es sich quasi um technische Begriffe, über die wir nicht sprechen werden. Insofern ist die Voraussetzung einer Begriffsgeschichte, die historisch gesättigt sein will, daß man die Nachbarwissenschaften insoweit mitbeherrscht, daß man deren Einflüsse überhaupt registrieren kann.

Dipper: Dann noch einmal nachgefragt: Wenn man der Meinung ist, daß die Arbeit fortgesetzt werden müßte und daß es einfach Leute geben muß, die so etwas können – angenommen, Sie hätten die Möglichkeit – sagen wir –, eine Ausbildungsordnung für den akademischen Nachwuchs zu formulieren, wie würde sie sich unterscheiden von den Ordnungen, die wir gegenwärtig haben? Es ist natürlich zugleich die Frage, ob Sie den historischen Nachwuchs für einigermaßen adäquat ausgebildet halten oder nicht.

Koselleck: Nun, die Nachwuchsausbildung läuft, wenn ich das recht sehen, heute über hochspezialisierte temporale und soziale Sektoren. Diese Art von Spezialisierung, die also die künstlichen Einheiten eines 18. Jahrhunderts, eines 19. Jahrhunderts oder eines

20. Jahrhunderts als Hauptfachgebiete der Forschung definiert, stört natürlich jede Vergleichbarkeit, die diachron über mehrere Jahrhunderte hinweg begrifflich den Wandel in Griff bekommen sollte. Die Voraussetzung der Begriffsgeschichte ist die eines diachronen Durchstiegs durch eine Fülle von verschiedenen Bergen von Hirsebrei, um das Bild des Märchens zu benutzen. Man muß sich durch zahllose Gebirge hindurchfressen, um dann festzustellen, daß von der Reformationssprache bis in die Revolutionssprache des 19. Jahrhunderts wirklich enorme Massen von Bergen beiseitegeschafft worden sind und daß der Sprachhaushalt sich völlig verändert hat. Das kann man nur diachron feststellen. Die Interpretation des Wandels, die dem Historiker eigentlich angesonnen sein sollte, ist nur durch große übergreifende Fragestellungen möglich, die sich über Jahrhunderte hinweg bewegen. Wie man das in der universitären Grundausbildung schaffen soll, ist schwer zu sagen. Sie ist jedenfalls ohne sprachliche Diachronie nicht zu haben, denn die sachliche Diachronie ist durch theoretische Vorgriffe, beispielsweise sozialer Schichtungstheorien oder durch Ausdifferenzierungstheorien, etwa von Luhmann, schon deshalb nicht zu erschließen, weil die Theoreme in sich immer stimmig, nicht widerlegbar bleiben. Sie werden erst widerlegbar und damit kontrollierbar, wenn man Quellen daraufhin befragt, ob sie Dauer oder Wandel verbürgen. Das ist die Kunst, und sie setzt voraus, daß man ein Minimum an sprachlicher Vergleichbarkeit erlernt, was in der heutigen Ausbildung sehr selten ist.

Dipper: Aber es geht doch um mehr als nur um die sprachliche Kompetenz. Es betrifft doch auch die Kompetenzen, die bei den Nachbarwissenschaften, mit denen wir völlig den Kontakt verloren haben, zu erwerben wären. Bei Ihnen selber wimmelt es nur so von Kenntnissen beispielsweise der Theologie, die Sie auf welche Weise auch immer erworben haben. Das ist institutionell ja gar nicht abgesichert. Es wird bei uns sicherlich mehr Wert darauf gelegt, daß jemand, sagen wir, eine sozialwissenschaftliche Theorie beherrscht, als daß er ein philosophisches System näher kennengelernt hat. Würden Sie nicht auch darin eine Gefahr sehen, daß die Arbeit an der Begriffsgeschichte keinen Fortgang nimmt?

Koselleck: Ganz sicher wird es schnell zur schlagwortartigen Klischeebildung kommen und das gerade nach einer gewissen Erschöpfung der doch sehr fruchtbaren Sozialgeschichte, die dreißig Jahre lang viele Terrains erforscht, erobert und freigelegt hat. Die Erschöpfung zeichnet sich ab, weil die Schichtungstheorien und die sozialen Klassenbildungstheorien normativen Charakter gehabt haben und damit der Erfahrungsgehalt, der den Wandel vom 19. zum 20. Jahrhundert kennzeichnet, ausgelautet worden ist. Neue Fragestellungen, die heute durch die sogenannte Mentalitätsgeschichte, die sogenannte Kulturgeschichte usw. erschlossen werden, weichen ja schon auf andere Quellenbereiche aus und diese anderen Quellenbereiche sind insofern für eine Begriffsgeschichte präpariert, als diese zunächst einmal registrieren muß, was überhaupt in der sprachlichen Wahrnehmungsfähigkeit anders geworden ist. Wenn man dann feststellt, daß die Wahrnehmungsfähigkeit sich sprachlich über ein Jahrhundert durchhält, dann hat man die Vermutung für soziale Strukturen, die sich ebensolange durchhalten. Dieser Analogieschluß ist erlaubt, muß aber natürlich von der Empirie erhärtet werden. Im Fall des "Ganzen Hauses" ist das beispielsweise neuerdings umstritten, es wird behauptet, daß die Kleinfamilie schon viel älter ist.¹³ Man muß natürlich die Testfragen auch gegen die sprachlichen Zeugnisse stellen können. Die Sprache ist ja nicht die allverfügbare Herrscherin über die Wirklichkeit. Die Gegenteilfrage, daß sich etwas vorsprachlich, außersprachlich anmeldet, ohne sprachlich registriert worden zu sein, ist deshalb methodisch genauso wichtig wie die umgekehrte Fragestellung, nämlich danach, wie und wo sich Sprache immer wieder mit bestimmten Artikulationen durchsetzt, die ihrerseits andere

Wahrnehmungsfelder verdecken. Es ist eine begriffsgeschichtliche Delikatesse, daß die Begriffsgeschichte selber nie hinreicht, um das zu beschreiben, was begriffen werden soll. Die Begriffsgeschichte muß immer ihre eigenen Grenzbestimmungen bzw. ihre sprachimmanenten Gegenbegriffe und ihre eigenen Blindflecke mit registrieren. Das ist die methodische Kunst, die man nicht aus den Primärquellen alleine ableiten kann, sondern dazu muß man theoretische Fragestellungen entwickeln, wo Blindflecke zu suchen sind; dann findet man sie auch.

Dipper: Dieses Nebeneinander und Ineinander von methodischen Fertigkeiten und großen Kenntnissen in allen Bereichen der historischen Dimension wird man kaum anderswo finden außer bei Ihnen selber. Haben Sie den Eindruck, daß Sie irgendeinen Schüler hervorgebracht haben, der Ihnen in seinen begriffsgeschichtlichen Fähigkeit nahekommt? Oder sind Sie ein Solitär?

Koselleck: Nein, das bin ich keineswegs. Wenn man zu den Angelsachsen blickt, dann unterschiede ich mich natürlich stark, weil die sich an der Diskurstheorie orientieren, die eine andere optische Einstellung auf die Sprache mit sich bringt. Aber in Deutschland selber stellt z.B. die Dissertation von Jörg Fisch eine originelle Leistung dar, indem er nämlich mit linguistischen Methoden eruiert hat, was Krieg und Frieden in den Friedensverträgen selbst bedeuten.¹⁴ Das hat er von der orientalischen Frühgeschichte bis ins 20. Jahrhundert verfolgt. Damit entstehen ganz neue Fragestellungen. Was bedeutet eigentlich Friede, wenn man Frieden schließt? Es gibt viele Formen des Friedensschlusses. Fisch hat fünf Testfragen entwickelt, auf die alle Vertragstexte antworten müssen. Das ist eine linguistische Methode, die die Linguisten selber gar nicht wahrgenommen haben, die einen aber befähigt, dreitausend Jahre Geschichte neu aufzuschlüsseln mit Ergebnissen, die verblüffend sind, weil nämlich die Altertums-Mittelalter-Neuzeit-Kategorisierung überhaupt nicht paßt. Das ist eine ganz eigenständige begriffsgeschichtliche Leistung. Dann hat sich auch Lucian Hölscher mit der Theorie der Begriffsgeschichte mehrfach durch Bücher und Aufsätze hervorgetan.¹⁵ Ich habe deshalb keine Sorge, daß da und dort, in anderen Kombinationen, die Begriffsgeschichte ihre dienende Funktion sowieso behält, aber vielleicht auch ihre forschungsprägende Aufgabe neu formulieren wird, denn die neuerliche Suche nach den sogenannten Ideengeschichten oder den Problemgeschichten, die alle einmal methodisch überholt worden sind (auch von mir selber), führt zwangsläufig zur Sprachanalyse zurück. Ich nenne nur die neuen Zugriffe von Monika Wienfort oder von Willibald Steinmetz, die die Begriffsgeschichte im strengen Sinn produktiv hinter sich gelassen haben.¹⁶ Ohne Sprachanalyse gibt es keine Wissenschaft der Geschichte. Das ist sozusagen der Pivotzapfen aller wirklichen Erkenntnisse, die man früher in der historisch-philologischen Methode suchte, die ja weitgehend schon potentielle Begriffsgeschichte anbietet. Wenn man sie nämlich von der normalen Exegese eines Textes anhebt auf den Vergleich von fünf Texten in diachroner Reihe, dann habe ich schon eine begriffsgeschichtliche Fragestellung, die bei den Althistorikern, den Mittelalter-Historikern viel üblicher war und viel naiver und selbstverständlicher gepflegt wurde, und die nur in der Neuzeit weniger sichtbar wurde, weil wir hier so viele Quellen haben, daß die Historiker nicht den Mut hatten, einen roten sprachgeschichtlichen Faden durch diese Quellen zu ziehen.

Dipper: Und weil sie natürlich der illusionären Meinung sein konnten, sie hätten es gar nicht nötig, da sich die Quellen mit der Gegenwartssprache decken. Die Mediävisten hatten dagegen ein Problem, wenn das Wort 'Staat' fiel.

Koselleck: Natürlich.

Dipper: Sie wurden auf das begriffsgeschichtliche Problem sozusagen mit der Nase draufgestoßen. Das ist aber ein universales Problem der Geschichtswissenschaft, das

kann einem anderswo, in anderen Ländern auch begegnen. Trotzdem habe ich den Eindruck, daß die Begriffsgeschichte ein deutsches Spezifikum ist. Würden Sie diese Ansicht teilen?

Koselleck: Ja, im Überblick über die Nachbarländer möchte ich dem zustimmen, obwohl die Niederlande, die Finnen, die Skandinavier sehr starke Impulse der Begriffsgeschichte aufgegriffen haben und inzwischen selber dabei sind, Lexika zu edieren, analog zu unserem Lexikon. Die Angelsachsen haben sich dagegen sehr stark durch die Cambridge-School auf die sogenannte Diskursanalyse konzentriert, die dann doch wesentlich die alte Textexegese ist und nicht den roten Faden entlang den zentralen Begriffen weiterspinn. Die Eigentümlichkeit der Begriffsgeschichte, solche Begriffe herauszufinden, ohne die Erfahrung gar nicht gemacht werden kann, also Un austauschbarkeit der Grundbegriffe vorauszusetzen und dann zu suchen und auch aufzufinden und deshalb die Streitbarkeit, die Umstrittenheit dieser Grundbegriffe – weil sie un austauschbar sind, erheben natürlich mehrere Sprechergruppen Anspruch darauf, was der wahre Staat sei, was die Gesellschaft sei, was die Klasse sei – diese spezifische Form der sprachpolitischen Verwendung aufzusuchen, ist eigentlich in der deutschen Begriffsgeschichte am stärksten ausgeprägt. Allerdings sind hier Penelope J. Corfield und Gareth Stedman Jones in London und in Cambridge zu nennen¹⁷, da sie ähnlichen Fragestellungen nachgehen, stark sprachsoziologisch angereichert.

Dipper: Aber schon rein quantitativ ist die Verteilung eindeutig. Und deshalb jetzt die Frage: Hat das eine spezifische Wissenschaftstradition zur Ursache oder liegt es möglicherweise an der Sprache selber? Sie haben einmal die These geäußert, nachdem die wissenschaftliche "Ursprache", das Latein, abgetreten war, hatten die verschiedenen europäischen Sprachen verschiedenartige Sprachprobleme.

Koselleck: Ja. Die Vermutung ist sehr stark, daß die deutsche Begriffsgeschichte einen starken Impuls aus der Übersetzungsnotwendigkeit empfangen hat, wohingegen die lateinische Vorsprache in den westlichen Sprachen gleichsam zwanglos in die Vernakularsprache überführt worden ist. Das fand in Italien in der Dante-Zeit statt, und das ist sozusagen in gleitender Form in Frankreich und auch in England passiert, während die Deutschen grundsätzlich neue Wortschöpfungen finden mußten, um lateinische Äquivalente abzudecken oder Lehnworte aufzunehmen und diese bewußt in ihre Sprache zu integrieren. Das setzt eine spezifische Reflexionskraft voraus, weil man ja wissen muß, was das unverständliche lateinische Wort im Deutschen bedeuten soll, wenn man es denn einbringt. Das heißt, die Theorieträchtigkeit der Übersetzungsvorgänge und der Integration lateinischer Fremdworte ist sicher höher als die naive Wortverwendung, die gleitend aus dem Lateinischen ins Vernakularsprachliche hinüberführt. Das wäre ein Erklärungsansatz. Er kann noch weitere Geltung beanspruchen, denn wenn man ins Slawische blickt, werden die Übersetzungsschwierigkeiten noch größer. Insofern könnte ich mir denken, daß ein europäischer Sprachatlas, der die begriffsgeschichtlichen Probleme formuliert, breite Zonen zuläßt bei einem generellen, nämlich West-Ost-Gefälle, verursacht durch eine zunehmende sprachlich-kulturelle Eigenständigkeit, die immer schlechter vermittelbar ist mit dem Westen, je weiter man nach Osten gelangt. Das wäre ein sehr fruchtbares Forschungsunternehmen, das zum Beispiel interdisziplinär und interlinguistisch international gemacht werden könnte und sollte. Es wäre unglaublich spannend, wenn man sich auf diese übernational vergleichende Ebene begäbe. Empirisch ist das sehr schwer. Vor dreißig Jahren hatte ich das mit Dupront in Paris angefangen zu besprechen.¹⁸ Er wollte für die Begriffsgeschichten vier Spalten nebeneinander drucken: Italienisch, Französisch, Englisch, Deutsch. Das schien klar und distinkt, aber es war natürlich, wie sich sofort herausstellte, unmöglich, weil der "Time-Lag", die Zeitverzögerung,

oft zwei Jahrhunderte umfaßt. Beim Staatsbegriff ist das völlig klar. Um 1500 ist er im Italienischen schon präsent, ohne Zusatz, 'Staat' ist dann nicht Staat von etwas, sondern Staat seiner selbst. Das ist im Französischen im 16. Jahrhundert, in Deutschland erst im 18. Jahrhundert denkbar, aussprechbar geworden. Solche Vergleiche, auch der verzögerten Rhythmen, wären wirklich ein Thema der Forschung. Da könnte man mit einem Institut jahrelang unglaublich spannende Ergebnisse herbeiführen, die die europäische Bewußtseinslandschaft aufgrund dieser sprachlichen Differenzen aufschlüsselt. Aber das hat bisher noch niemand getan, weil die Philologen sich im allgemeinen an der Literatur orientieren. Deren Vergleiche sind ja sehr weit gediehen, aber bei ihnen stehen Formprobleme, Stillagen, Stilfragen, Gattungsprobleme – vorwiegend formale Strukturprobleme – im Vordergrund, während dabei die inhaltlichen Probleme, die sich nur in ihrer sprachlichen, begrifflichen Erfassung wiedergeben lassen, nicht vergleichbar gemacht werden.

Dipper: Gehen wir zum nächsten Bereich, der aus der Begriffsgeschichte abgeleitet ist, nämlich zum Stichwort "Sattelzeit". Die Sattelzeit ist vielleicht der Begriff, den Sie am meisten, ob Sie wollten oder nicht, popularisiert haben. Ich traf heute morgen einen Kollegen im Zug, der sagte: ich fahre jetzt nach Potsdam zu einer Tagung. Ich fragte: worüber geht's? Er: über die Sattelzeit.

Koselleck: (lacht).

Dipper: Das ist die eine Seite, die der Veralltagssprachlichung. Auf der anderen Seite ist es doch wohl so, daß die, ich sage einmal, die Ontologisierung der Zeitschwelle um 1800 ja älter ist als die moderne Begriffsgeschichte, d.h. ich muß nicht erst die Begriffsgeschichte abwarten, um ein Gefühl für den Strukturbruch zu bekommen, der die ältere von der jüngeren Neuzeit trennt. Carl Schmitt, Hans Freyer sprechen schon in den 20er Jahren nicht von "Sattelzeit", aber jedenfalls von einem Strukturbruch. Die "Annales-Historiker" sehen es genauso. Kann die Begriffsgeschichte überhaupt kritisch überprüfen, was die Hypothese der Sattelzeit ist? Sie ist ja an die Selbstausslegung selber gebunden, d.h. sie bleibt ja immer im sprachlichen Horizont dessen, was sie eigentlich untersucht, und kann schon rein methodisch das Problem nicht lösen, den objektiven Befund zu überprüfen. Es könnte ja sein, daß sich alles nur auf der sprachlichen Ebene bewegt und gar nicht auf der realhistorischen.

Koselleck: Da sind mehrere Probleme zusammengekommen: die Vorgeschichte der Epochendeutung, daß die eigentlichen Epochenwandlungen weniger in der Reformationszeit, als vielmehr um 1800, bzw. im 18. Jahrhundert sich angekündigt haben und dann durch die Industrielle und die Französische Revolution beschleunigt worden seien. Diese Epochendeutung wird zum Beispiel von Troeltsch schon um 1900 entschieden vertreten. Das sind methodische Fragen, wie man die Geschichte organisiert, und jede Epochengliederung hängt von der Fragestellung ab. Zunächst würde ich deshalb sagen, die Entdeckung, die Freilegung der Aufklärung als Initiation der Neuzeit in Deutschland ist ein Produkt der theologischen und soziologischen Aufklärung des späten 19. Jahrhunderts, d.h. der Werke Max Webers und Ernst Troeltschs vor allem. Insofern ist das unser spezifisch deutscher Erfahrungsbereich. In Frankreich ist die Französische Revolution natürlich wichtiger als die Reformation. Infolgedessen ist das französische Bewußtsein sowieso an diese Schwelle gebunden und die ganze französische Historiographie hat sich an den Etappen der Französischen Revolution orientiert, nach vorne und nach rückwärts. In England ist es wieder anders. Da gibt es die große Revolution im 17. Jahrhundert und dann ist die Industrielle Revolution das Dauerthema, bei dem man allerdings den Beginn von 1700 bis 1850 verschieden setzt – je nach den Fragestellungen, die man für die Industrielle Revolution entwickelt. Kurzum, jedes Land hat verschiedene Erfahrungen, insofern ist daran überhaupt nichts besonderes, wenn die Deutschen ihre eigene Erfahrung

zunächst ursprünglich in der Reformationszeit als primäre Brucherfahrung angesiedelt haben, denn der Dreißigjährige Krieg ist ein Ergebnis der Reformationszeit und selbst der Siebenjährige Krieg zwischen Preußen und Österreich läßt sich noch aus der Reformationszeit insoweit ableiten, als er auch noch ein konfessioneller Konflikt war.¹⁹ Die Umwendung, daß man analog zur Englisch-Französischen Revolution auch für Deutschland beansprucht, die Aufklärungszeit als einen Schwellenwert zu interpretieren, ist eben erst im 19. Jahrhundert möglich geworden, weil die Erfahrungen der Französischen und Industriellen Revolution hinzugekommen sind. Insofern ist es kein Wunder, daß die Verschiebung der Fragestellung, wann die epochalen Wenden eigentlich stattgefunden haben, ex post bei uns um 1900 anfängt, reflektiert zu werden. Das ist also die methodische Zugriffsfrage, die die Epoche von der Fragestellung abhängig macht. Die zweite Frage, die Sie stellen, ist die, ob sich die Sattelzeit überhaupt aus ihrer Selbstreflexivität in einen objektiven Kriterienkatalog überführen läßt. Die ist schwieriger zu beantworten, denn der Ausdruck "Sattelzeit" ist natürlich ein Kunstbegriff, den ich benutzt habe, um Geld zu bekommen! Es war damals meine einzige Absicht, im Arbeitskreis für mein Projekt zu werben, und dabei fiel mir im Zuge der Argumentation dieses Wort ein. Ich hatte nie die Absicht, einen theoretischen Anspruch daran zu knüpfen.

Dipper: War das nicht begrifflich an die Jaspersche "Achsenzeit" angelehnt?²⁰

Koselleck: Nein, nein. Das war ein spontaner Begriff, um die Schwelle von 1800 klarzumachen, die mir natürlich aufgrund meiner eigenen Vorarbeit und aufgrund von Conzes Arbeiten ganz geläufig war. Ich habe also ein Schlagwort geprägt, das sich dann als theoriekräftiges, aber doch semantisch als etwas schwaches oder metaphorisch arg anreicherbares Etwas erwiesen hat. Das ist die Herkunft dieses komischen Wortes. Aber die Sache ist natürlich, daß es tatsächlich eine Schwellenzeit gibt, weil vorher im gestreckten Veränderungstempo alles anders wurde als nachher. Für Deutschland ist nämlich die Schwellenzeit, die man ungefähr zwischen 1750 und 1850 ansiedeln kann, ziemlich objektivierbar. Es handelt sich erstens um den Zerfall des Reiches. Das Reich transformiert sich in einen Bund und dieser Transformationsvorgang bringt föderale Strukturen zutage, die vorher implizit in der Reichsverfassung, aber nicht explizit und nicht legal enthalten waren oder nur teillegal; insofern ein großer Strukturwandel unserer Verfassungsgeschichte.²¹ Zweitens handelt es sich natürlich um die Reduktion auf die Staatengeschichte, die durch die Zerschlagung des Reiches freien Spielraum gewonnen hat und damit die Gesellschaftsgeschichte in andere Handlungseinheiten überführt, denn gerade die Gesellschaft des preußischen Staates, des bayerischen Staates ist eine andere Gesellschaft gewesen als die der pluralistisch segmentierten sogenannten Feudalgesellschaft. Es liegt also klar zutage, daß die Französische Revolution mit der Zerschlagung der Verfassung zugleich die Sozialstruktur mit dem ganzen emanzipatorischen Programm herbeigeführt hat und daß insofern die Auflösung der Ständegesellschaft, die durch die 1848er-Revolution noch einmal rapide vorangetrieben worden ist, das Ende dieser Sattelzeit darstellt.²² Der dritte Zugriff ist natürlich sprachgeschichtlich immanent eindeutig nachweisbar, indem nämlich die zentralen Begriffe, die diesen Erfahrungswandel, den ich eben schilderte, und der sich in der deutschen Literatur und in der deutschen idealistischen Philosophie artikulieren konnte, sprachlich unglaublich große Systeme und konsistente oder poetisch eindrucksvolle Dokumente hervorgebracht haben, die Klassik und Romantik sowie Idealismus genannt werden. Das sind also drei fachspezifische Termini, die von der Literatur und der Philosophie ausgehen, aber rein sprachgeschichtlich sind sie natürlich vergleichbar und vermittelbar. Es ist dabei eine Explosion an Aussagefähigkeit, an Artikulationsfähigkeit entstanden, an Kombinationsfähigkeit von Begriffen. Die Begriffe "Zeit" und "Geschichte" haben etwa 150 Epitheta einverleibt in kombinato-

rische Begriffe.²³ Die Erfahrungsfähigkeit ist durch die Sprache enorm angereichert worden, und das ist ein Umbruch, der so in den Nachbarländern in dieser Zeit nicht stattgefunden hat. Wenn man dort danach sucht, dann wird man statt dessen eher in der französischen Klassik oder bei Shakespeare in England fündig, vielleicht auch bei den moralischen Philosophen der Schotten, aber deren sprachlich innovative Elemente sind vermutlich nicht so hoch zu veranschlagen wie in Deutschland. Die Sprachgewalt der Schöpfungen der deutschen Literatur und der Philosophie – das ist eben ein objektivierbarer Aspekt, deren großer empirischer Gehalt auf der Hand liegt, denn die Dramen von Schiller und die Systeme vor allem von Hegel, aber auch von Schelling und Fichte, enthalten ebenso wie die Wahlverwandtschaften von Goethe alle Zeitgeschichte. Das ist so klar, daß man eigentlich darüber nicht streiten dürfte. Es handelt sich um empirisch geschichtliche Innovationschübe, die enorme literarische und philosophische Reaktionen und Reflexionen vorantrieben und den Bewußtseinswandel mit sich gebracht haben.

Dipper: Nun enthält die Sattelzeit-Hypothese in ihrer ursprünglichen Version die Vorstellung eines Prismas, d.h. einer einmaligen Veränderung dessen, was das Erbe der Vergangenheit war; das wurde nun neu gespiegelt. Wenn ich mir die sieben²⁴ Bände des Lexikons vergegenwärtige, habe ich dagegen den Eindruck, daß es sich sozusagen um eine Düse und nicht um ein Prisma handelt, aus der jetzt die Begriffe mit großer Geschwindigkeit, die sich seither nicht mehr verlangsamt, sondern sich sogar noch beschleunigt hat, herauskommen und daß diese enorme Dynamik zahllose weitere Veränderungen mit sich brachte.

Koselleck: Ja, das Auffällige an der Begriffsgeschichte im engeren Sinne für diese Zeit liegt darin, daß in der deutschen Sprache eine Fülle von Kollektivsingularen entstehen, die so vorher nicht sagbar, denkbar und aussprechbar waren. Also z.B. der Begriff der "Geschichte selber", der nicht Geschichte von etwas, sondern Geschichte an und für sich denken ließ und der die gleichzeitige Reflexionsdimension der Historie als Reflexion der zu erzählenden Geschichte mit der Realgeschichte verbindet, indem er sie auf einen gemeinsamen Begriff bringt. Oder der Begriff der "Freiheit schlechthin", der die Summe aller Privilegien überbietet, die früher Freiheit wovon oder wofür meinen konnten; der Freiheitsbegriff wird auch zum Kollektivsingular, der einen Minimalstatus der Gleichheit implizieren sollte, daß alle Menschen gleich frei sein müßten. Es handelt sich hierbei um Theoreme, die naturrechtlich zwar vorgedacht worden sind, die aber doch durch den Kollektivsingular zusätzlich Schubkraft entwickelten. Beim Begriff der Freiheit hat Gleichheit entscheidend mitgewirkt. "Gleichheit" war früher einmal Gleichheit im Hinblick auf etwas, nun wurde "Gleichheit" als Schlagwort entdeckt; das ist natürlich eine französische Vorleistung. Aber nehmen Sie weitere Begriffe: die „Emanzipation“, die zum geschichtsphilosophischen Begriff wird, der "Fortschritt schlechthin", der nicht mehr Fortschritt von etwas ist, sondern z.B. Fortschritt der Geschichte werden konnte, was vorher unsagbar war, undenkbar war. Die Fülle der Kollektivsingulare, von denen sicher, aufgrund der lexikalischen Arbeit kann man das sagen, schätzungsweise zwanzig Zentralbegriffe sind – der "Staat", die "Gesellschaft" usw. – all diese Begriffe sind neu und haben eine innovative Aufschließungskraft für das, was geschichtliche Erfahrung sein soll. Der schöne Satz von Marx, "die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft [ist die] Geschichte von Klassenkämpfen"²⁵, ist ein typischer Fall von Kollektivsingularkollektion. Wenn die Geschichte im traditionellen Sinne als Pluralbegriff gelesen wird, was bis 1750 der Fall war – die Geschichten aller Gesellschaften waren Geschichten von Klassenkämpfen – dann ist der Satz absurd, denn die Geschichten aller Gesellschaften waren nicht die Geschichten von Klassenkämpfen. Dagegen "die Geschichte aller Gesellschaft [ist eine] Geschichte von Klassenkämpfen" – das ist ein hochtheoretisches,

hochaggregiertes Summarium von Kollektivsingularen, die eine Schlüsselfunktion haben für Erfahrungsstiftung, die aber mit der Realität der vergangenen Geschichte relativ wenig zu tun haben. Da sieht man, welche Leistung – sprachliche Leistung – durch die Kollektivsingularbildung freigesetzt wurde, um neue Konzepte zu entwickeln.

Dipper: Ihr Beispiel auf den Begriff gebracht, könnte man ja fast formulieren, daß insoweit die Begriffsgeschichte – sofern sie jedenfalls die Sattelzeitepoche und die damit verknüpften Transformationen der Begrifflichkeiten zum Gegenstand hat – so etwas ist wie ein Beitrag zur Modernisierungstheorie. Das wollte sie aber doch gerade nicht sein.

Koselleck: Doch. Die Begriffsgeschichte als Methode hat natürlich den Beitrag liefern sollen, wie Modernisierung erklärbar wird.²⁶ Das war ja immer schon die Absicht, und die vier Kategorien, die ich versucht habe, aufzuzählen, um die Begriffsgeschichte als Sattelzeit zu definieren, waren Demokratisierung der Sprache, Politisierung der Sprache, Ideologisierung der Sprache und Verzeitlichung der Begriffsgehalte. Diese vier Kriterien sollten eigentlich von allen Autoren eingelöst werden, aber das ist selten gelungen und auch mir selbst nicht rundum gelungen, aber ich habe doch immer wieder versucht, auf den Begriff dort, wo ich selbst geschrieben habe, diese vier Testfragen anzuwenden. Die sind natürlich von außen herangetragen worden. Die Theorie der Begriffsgeschichte lebt ja nicht ohne eigene Theorie. Sie bietet keine Abziehbilder vergangener Sprachen; es wäre ja absurd zu glauben, daß Begriffsgeschichte in der Hinsicht plötzlich nur quellenkonform sei und sonst nichts. Das ist natürlich unmöglich.

Dipper: Ja, aber das ist ja natürlich etwas anderes als der vorher geschilderte historistische Aspekt der Begriffsgeschichte, der eigentlich gar keine Auskunft geben kann über den Lauf der Dinge, sondern erst einmal registriert und das nun, für sich genommen, kritischer reflektiert, meinetwegen als Kontrollinstanz.

Koselleck: Ja, genau das ist der Punkt. Ich habe vorhin den Historismus nur deshalb zitiert, um die Düse der Quellenexegese und deren immanentem Wandel zu reflektieren. Begriffsgeschichte bedarf natürlich einer eigenen Theorie, um zu fragen, was an den Tausenden von Sprachbelegen relevant ist für die Fragestellung, und das kann ich nur mit Testfragen ermitteln. Zum Beispiel hat sich die Testfrage nach Kollektivsingularen als sehr fruchtbar erwiesen. Das war nicht vorhergesehen. Das habe ich nur an meinem Beispiel der "Geschichte" selbst einmal durchgespielt. Der Ursprung der Begriffsgeschichte lag für mich selber darin, daß ich die Entdeckung machte, daß der Pluralbegriff der Geschichte zu einem Singularbegriff geworden ist. Das habe ich noch als Student ermittelt; später habe ich Zettel gefunden, auf denen dieses Konzept zum ersten Mal steht. Dieser Kollektivsingular erwies sich dann aber als übertragbar auf Freiheit, Gleichheit, Fortschritt, Entwicklung, Emanzipation usw. Das war nicht vorhergesehen. Das ist in der Tat eine Veränderung der Sprachlandschaft, die mir erst zum Schluß des Lexikons in ihrer vollen Breite klargeworden ist.

Dipper: Mit den Stichworten "Historismus" auf der einen Seite und "Modernisierungstheorie" auf der anderen Seite haben wir die Brücke geschlagen, um auf Ihre Position in Bielefeld einzugehen. Sie sind ja mit zwei Kollegen, wenn ich Kocka und Wehler hier privilegiert nennen darf, zusammengespannt gewesen, von denen vor allem letzterer Ihnen gegenüber mehrfach lautstark Historismusverdacht geäußert hat,²⁷ die beide für sich selber aber die Modernisierungstheorie benutzt haben, um eine historiographisch kontrollierte Vergangenheitsbewältigung der deutschen Nation zu unternehmen. War denn die Modernisierungstheorie, die auch Sie durchaus für sich in Anspruch nehmen, die Brücke, über die Sie zusammenkommen konnten? Schließlich haben Sie eine ganze Menge Dinge gemeinsam gemacht, bis hin zur gemeinsamen Gründung der Zeitschrift "Geschichte und Gesellschaft". Wie hat man sich das als Außenstehender vorzustellen?

Koselleck: Für Außenstehende möchte ich formulieren, daß für mich die sozialhistorische bzw. sozialtheoretische Dimension ein Konzept zur Gründung der Fakultät war, deren Gründungsdekan ich ja war, dagegen die hermeneutische Dimension für mich immer paritätisch bzw. komplementär mitgedacht war. Und diese hermeneutische Dimension ist in der Tat von den Sozialhistorikern, in einem streng professionellen Sinne, sehr stark reduziert worden. Die Sprachgeschichte, Begriffsgeschichte war für sie Ideologiegeschichte und war, wenn überhaupt, funktional zum sozialen Wandel erklärt worden. Dagegen habe ich diese hermeneutische Dimension keineswegs verselbständigen wollen, aber einen Vorteil oder einen Vorsprung habe ich immer zu verteidigen versucht, daß nämlich die Entscheidung, was in der Vergangenheit der Fall gewesen ist, ob Klassenstrukturen dominieren oder ob theologische Probleme dominieren und dergleichen, sprachlich gefällt werden muß. D.h. die Vorentscheidung, wie ich strategisch vorgehe – forschungsstrategisch –, ist eine sprachtheoretische. Ich muß wissen, mit Hilfe welcher Kategorien ich die Vergangenheit aufschlüsseln will, und die Begriffsgeschichte zwingt zu dieser Vorentscheidung und zwingt zu der Testfrage, daß nichts über die Vergangenheit gesagt werden kann, was nicht durch die Düse begrifflicher Kontrolle vergangenen Sprachhaushaltes hindurchgekommen ist. Dieser hermeneutische Anteil auch sozialhistorischer Fragen ist für mich das Minimum historischer Forschung, die von meinen Kollegen zugunsten theoretischer Aspekte der Modernisierungstheorie oder Klassentheorie oder Klassenbildungstheorie zurückgedrängt worden war. Aber das hat sich inzwischen ja etwas geändert, weil durch die Herausforderung der sogenannten Mentalitätsgeschichte bzw. Kulturgeschichte sehr schnell die Positionen derer abgebröckelt sind, die eine reine Sozialgeschichte vertreten haben.

Dipper: Das ist ein Phänomen der späten 80er Jahre. Vorher haben sicherlich deutliche Auseinandersetzungen stattgefunden. Wobei man sich trotzdem fragen muß, wie das sein kann. Denn wenn auch die hermeneutisch kontrollierten Forschungspositionen von Wehler und Kocka²⁸ sicher nicht bevorzugt worden sind, gab es natürlich oder hätte es eine andere Form von Brücke gegeben, und das ist natürlich wiederum die Epochen-schwelle um 1800, die zumindest bei Wehler in einer Weise favorisiert, thematisiert, ja geradezu stilisiert wird, wie man das – ich muß es jetzt wirklich sagen – ansonsten nur bei Otto Brunner findet; dagegen viel weniger in Ihren Werken. Die Geschichte beginnt bei Wehler, auch seine vierbändige 'Deutsche Gesellschaftsgeschichte' beginnt an dieser Epochen-schwelle.²⁹ Sie wird solchermaßen quasi ontologisiert. Das hätte natürlich eine Brücke sein können, die aber offenbar forschungspragmatisch nicht betreten wurde, trotz gemeinsamer Projekte.

Koselleck: Nein. In dem Sinne haben wir nicht zusammengearbeitet, sondern ich habe eigentlich immer, wenn die Kollegen beurlaubt waren, sozialgeschichtliche Seminare angeboten, um diesen Bedarf zu befriedigen, und wenn sie nicht beurlaubt waren, dann habe ich theoretische Seminare angeboten und sprachtheoretische. Das war sozusagen die Form der Symbiose, die aber keine inhaltliche Arbeitsteilung oder Zusammenarbeit ermöglicht hat. Der Dauerstreitpunkt war eigentlich inhaltlich, daß ich nämlich immer gegen den Sonderweg polemisiert habe, denn das Konzept des Sonderweges halte ich für eine theoretisch schwache Position, weil es sich um eine normative Historisierung handelt. Und zwar normative Historisierung in dem Sinne, daß man einen Sonderfall sozusagen ontologisch festschreibt, als wenn nicht alle Geschichte aus Sonderwegen bestünde, wenn man etwas Bestimmtes erfragt, z.B. die Vergleichbarkeit der Nationalgeschichten. Dann sind alle Wege Sonderwege, sofern sich Nationalgeschichten unterscheiden. Daß sich ein Unterscheidungskriterium normativ festschreiben ließe, etwa im westlichen Sinne eines vorbildlichen Verfassungsstaates, ist eine willkürliche Entscheidung, die z.B.

für die Relation Deutschlands oder Mecklenburgs zu Schweden oder Deutschlands zu Polen, auch von Deutschland über Polen nach Rußland nicht sehr hilfreich ist. Die Vorbildhaftigkeit Deutschlands beispielsweise für Lenin bestand nicht darin, daß wir keinen Verfassungsstaat gehabt hatten, sondern in der technischen Spitzenstellung, die wir in der Weltgeschichte erreicht hatten. Das heißt, auch andere normative Maßstäbe sind denkbar, die die Sonderwegsargumente umverteilen. Statt dessen aber den *einen* Sonderweg herauszugreifen und zu reduzieren als Vorgeschichte des "Dritten Reiches" oder des Holocausts, ist eine Engführung dieses Sonderwegkonzeptes zugunsten moralischer Kategorien, die in sich stimmig sind, die aber keinen Erkenntniszugewinn bringen.

Dipper: Ein konkretes gemeinsames Projekt gab es – nein, es gibt es noch immer, weil es noch fort dauert – und das ist natürlich der Sonderforschungsbereich "Bürgertum".³⁰ Hat man sich das als Außenstehender so vorzustellen, daß von Ihnen eher die hermeneutischen Fragen an das Bürgertum und sein Selbstverständnis herangetragen worden sind und die sozialhistorischen von der anderen Seite? Oder war das vollkommen miteinander gemischt oder haben gar im Laufe der Arbeit am Projekt "Bürgertum" etwa Wehler und Kocka ihren ursprünglichen Widerstand gegenüber jeder Form eines hermeneutischen Zugangs zur Geschichte zumindest teilweise revidiert?

Koselleck: Zunächst darf ich darauf hinweisen, daß das Bürgertumskonzept im "Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte" entstanden ist, und da haben wir vier Bände ediert.³¹ Da kann man die Unterschiede der Zugriffe sehr schön erkennen, indem nämlich der Band von Lepsius die Soziogenese der bürgerlichen Gesellschaft theorieorientiert thematisiert, die empirisch angereichert in den Bänden von Kocka deutlich wird, während ich die Theorie des Bildungsbürgertums sprachgeschichtlich und mentalitätsgeschichtlich aufarbeite. Insofern werden die verschiedenen methodischen Zugriffe in den vier Bänden gut sichtbar. Das hat sich auch am hiesigen Sonderforschungsbereich insofern fortgesetzt, als die Anteile meiner Mitarbeiter zur Denkmalsforschung von Wehler in der Bürgertumsreihe nicht zugelassen wurden, weil sie außerhalb seiner sozialgeschichtlichen Konzepte liegen, obwohl sie natürlich für die Wahrnehmung von Geschichte eine zentrale Funktion haben, weil die sinnliche Vermittlung geschichtlicher Erfahrungen über die Denkmalsgeschichte besonders gut aufweisbar ist.³² Ich habe dann, zweitens, mit meinen Mitarbeitern fast als einziger in allen Arbeitsbereichen vergleichend arbeiten können, nämlich den englischen, französischen und deutschen Sprachgebrauch zur Geschichte des Bürgertums und seiner Klassenbegriffe, der Bürgerbegriffe und der Verfassungsbegriffe untersucht. Dabei sind sehr gute Arbeiten herausgekommen, die Wehler zum Teil auch nicht in "seiner" Reihe zugelassen hat. Deswegen sind sie in meiner Reihe erschienen.³³ Ich nenne nur den Band zur Bürgerschaft, den ich mit Schreiner zusammen herausgegeben habe.³⁴ Das sind international, diachron und national vergleichende Zugriffe, bei denen die Bürgertumsforschung wirklich international betrieben worden ist, während fast alle anderen in nationalen Engbereichen steckengeblieben sind, obwohl anfänglich Vergleiche immer mitprogrammiert waren. Empirisch sind sie natürlich viel schwerer durchführbar. Sozialhistorie empirisch vergleichend zu treiben, setzt weit mehr Arbeitskraft und Quellenmaterial voraus, als wenn ich sprachgeschichtlich Vergleiche ziehe, denn diese lassen sich quellenteknisch leichter bewältigen. Insofern ist das kein Vorwurf, sondern es ist nur die Forschungsstrategie sehr viel fruchtbarer, bezogen auf internationalen Vergleich, wenn man die Sprachen vergleicht, weil man dann den Schlüssel hat zu den verschiedenen Erfahrungsbereichen, die sich enorm unterscheiden, obwohl es sich immer um Bürgertum handelt bzw. zu handeln scheint.

Dipper: Da scheinen Sie sich ja schließlich in Bielefeld insofern durchgesetzt zu haben, als mittlerweile das Bürgertum zumindest im alltagssprachlichen Umgang der Hi-

storiker, soweit sie aus Bielefeld kommen, sich zunehmend auf Bildungsbürgertum zugespitzt hat und gleichzeitig ja auch die deutsche Besonderheit dieser gesellschaftlichen Ausprägung von allen betont wird. Selbst wenn also Kocka und Wehler dieses in der aktiven Forschung nicht selber mituntersucht oder durch ihre Schüler nur gelegentlich haben untersuchen lassen, so dürfte doch im Ergebnis – so sehe ich das jedenfalls – Ihr Ansatz sich hier im Bielefelder Sonderforschungsbereich durchgesetzt und bestätigt haben.

Koselleck: So weit möchte ich nicht gehen. Ich meine, das, was zum Bildungsbürgertum gehört, ist z.B. die Sozialgeschichte des Pfarrerstandes oder sind theologiegeschichtliche Elemente, die in die Bildung des Bürgertums hineinreichen. Man kann auch anders vorgehen: Die methodische Reduktion auf bürgerliche Interessenvertretungen und deren Organisation, deren Standesbewußtsein/Klassenbewußtsein, deren Vereinsbewußtsein/Vereinsbildung – diese Art von Sozialgeschichte des Bürgertums ist ja nicht ausschließlich an das Bildungsbürgertum gekoppelt, sondern an die Inhaber akademischer Prüfungsgrade allgemein. Dieser ganze sozialhistorische Forschungsbereich trägt gleichsam sich selber. Er hat nur nicht die sprachliche Dimension mit einbezogen, obwohl sie langsam auch von den jüngeren Kollegen wahrgenommen wird. Aber im ganzen muß ich sagen, daß die kulturgeschichtliche, die sprachgeschichtliche Rezeption erst jetzt, seit zwei Jahren frühestens, stattfindet, aber die Forschungsstrategie unseres Bürgertumsschwerpunktes überhaupt nicht beeinflusst hat. Und alle meine Kritik, die ich von der rechtlichen Sprachbildung her, etwa des Begriffs der bürgerlichen Gesellschaft, geübt habe, ist nirgends zu Buch geschlagen, denn der Begriff "bürgerliche Gesellschaft" ist in der Tradition des Aristoteles ein juristisch übergreifender Begriff, der die Gesamtverfassung meint. Er meint den Staat in seiner gesellschaftlichen Verfaßtheit und in seiner verfassungstechnischen Selbstorganisation, während die bürgerliche Gesellschaft von den Kollegen der Sozialgeschichte nur die Selbstbezeichnung jener Gruppen wiedergibt, die sich selbst als bürgerliche Gesellschaft definieren im Unterschied zu Arbeitern und zum Adel. Das ist ein ganz anderer Zugriff, der semantisch unglaublich spannend sein kann, weil sich die bürgerliche Gesellschaft im engeren Sinne als nichtadelige, nichtproletarische, nichtbäuerliche, dennoch den aristotelischen Anspruch der bürgerlichen Gesellschaft als Staatsgesellschaft insgesamt erborgt; diese Art von Wechselwirkung zwischen dem theoretischen, historisch rezipierten, Allgemeinbegriff und dem pragmatischen Interessenbegriff ist überhaupt nicht reflektiert worden und jedesmal in der Diskussion, wenn ich das eingebracht habe, verpufft. Es gibt keine semantische und ideologiekritische Untersuchung, die diese aufregende Differenzbestimmungen mit einbezogen hätte, sondern es blieb bei den soziologischen Kategorien der vermeintlich nur modernen bürgerlichen Gesellschaft, während die sprachlichen Analysen der Bürgerbegriffsgeschichte in dem Band "Bürgerschaft" von Aristoteles über das Hochmittelalter bis in das 19. Jahrhundert reichen.

Dipper: Was den Adel betrifft, der ja gleichfalls, gelegentlich zumindest, in Bielefeld untersucht wird³⁵ und möglicherweise ja noch Konjunktur in der Zukunft hat, je mehr vielleicht das Bürgertumsprojekt zur Erschöpfung kommt – beim Adel hat es ja diese begriffsgeschichtlichen Probleme nicht gegeben. Sie haben sich selber mit dem Adel in der begriffsgeschichtlichen Forschung bisher eigentlich kaum befaßt. Ist das richtig?

Koselleck: Ich habe mit Conze darüber Seminare gemacht und wollte den begriffsgeschichtlichen Artikel "Adel" mit ihm zusammen schreiben. Das ist mir damals nicht gelungen, weil ich "Bund" übernommen habe, der in der ersten Fassung nicht druckbar war; ich habe drei Jahre gebraucht, um die Semantik von "Bund" vom Hochmittelalter bis heute für das Lexikon aufzuarbeiten. Conze hat "Adel" deswegen alleine verfaßt. Der Adelsbegriff bietet einen klassischen Fall einer Entsubstantialisierung, die von einer

ständischen, politischen und gesellschaftlichen Vorrangstellung, die juristisch bis tief ins 19. Jahrhundert hinein abgesichert war, zu einer Metapher führte, die sogar demokratisierbar wird. Das bedeutet, Adel wird zur Elite und dadurch funktional neu definierbar und dient der Selbststilisierung der Nicht-Adeligen, die sich dann als adlig oder als edel oder als wahre Bürger bezeichnen mit dem Anspruch, wie der Adel eben Elite zu werden. Oft ist die demokratische Ausweitung noch weiter gegangen; man sprach vom Adel des Soldaten, vom Adel der Nation. Der Anspruch, die Funktion der adligen Führungsschicht auf die Nation oder auf die bürgerliche Gesellschaft auszuweiten, läßt sich an der Metaphorisierung des Adelsbegriffs zeigen und er hat ja dann in der konservativen Ideologie fröhliche Urständ gefeiert. Hier sieht man sehr deutlich, wie der Verfall der ständischen Substanz, die früher dem Begriff innewohnte, eine Metaphorisierung und eine Ideologisierung freigab, die den Sprachhaushalt im NS-System bis 1945 imprägniert hat. Danach ist der Begriff eigentlich verschwunden oder er wird zum historischen Relikt bzw. zur Beschreibungskategorie jener vor allem aus dem Osten stammenden Familien, die sich wieder hochgeschafft haben aufgrund ihrer Energie und einer Traditionsschubkraft, die sie in der Diplomatie, aber auch in der Wirtschaft immer noch aufweisen.

Dipper: Hier wird deshalb meist der Funktionalbegriff der Aristokratie benutzt. Der Adel ist doch in der Tat, wie Sie sagen, ab 1945 irgendwie gestorben. Es gibt keinen Neuadel mehr, auch nicht konzeptionell.

Koselleck: Das ist eine Folge der anderen Startbedingungen der Demokratie nach dem Zweiten Weltkrieg. Da war es auch überflüssig, Gegenbegriffe zum alten Adel zu versuchen.

Dipper: Ja, der Gegenbegriff fehlt. Das ist richtig. Im Unterschied zur Aristokratie.

Koselleck: Das stimmt. Die Aristokratie als Verfassungsform kann sich wandeln und sie ist auch wandlungsfähig, ganz im Sinne der aristotelischen Tradition, auch einer sogenannten Mischverfassung.

Dipper: Ich will noch zu einem anderen Punkt kommen, den ich erst einmal mit Geschichtstheorie überschreiben möchte. Die Theoretisierung der Geschichte, der Theoriebedarf ist vor ungefähr dreißig Jahren in Deutschland wieder formuliert worden, natürlich im Zeichen der Sozialgeschichte, weil die Sozialgeschichte von einer theoriegeleiteten Grundlage lebt; anders kann sie eigentlich nicht betrieben werden, ob es sich nun um soziale Bewegungen, um Prozesse der Klassenbildung oder um Familienstrukturen handelt, das spielt gar keine Rolle. Das Grundgesetz der Sozialgeschichte ist bekanntlich, daß die sozialen Verhältnisse, die sie analysiert, objektiv vorhanden sind. Wenn wir uns nun die gegenwärtige Geschichtswissenschaft anschauen, könnte man sagen: mit dieser Objektivität ist es für's erste einmal vorbei. En vogue ist ja die Historisierung der Subjektivität. Sie haben nun seit langem ebenfalls eine Theoriefähigkeit der Geschichte verlangt³⁶ und daraus im Laufe der Jahre eine Theorie historischer Zeiten entwickelt.³⁷ Diese ist gekoppelt an die Selbstauslegung vergangener Zeiten, von der die Rede war. Bei Ihnen ist Subjektivität also seit jeher in reichem Maße das Thema. Provozierend formuliert, möchte ich deshalb fragen: Fühlen Sie sich in der so beschriebenen Postmoderne eigentlich wohl oder zuhause?

Koselleck: Postmoderne lehne ich aus semantischen Gründen ab, weil die Moderne immer die jeweilige Letztformation gegenüber dem Früheren auf den Begriff gebracht hat und infolgedessen jede Moderne die Ablösung ihrer selbst begrifflich mitsetzt. Daß plötzlich eine Postmoderne auftritt, die semantisch eine zusätzliche Ablösung der Moderne fordert, halte ich für eine ideologische Überfrachtung, die nur der Selbstlegitimation derer dient, die sich dieses Begriffs bedienen. Von der Sache her halte ich deshalb den Begriff für unsinnig, denn dann gibt es eine Postpostmoderne, wenn man weiter argu-

mentieren wollte. Also lasse ich es lieber bei der Moderne, die selber wandlungsfähig ist und neue Probleme hervorruft. Das wäre die semantische Kritik an diesem Ausdruck.

Dipper: Der zweite Teil meiner Frage bezog sich auf Sie selber als Historiker. Ob Sie sich nämlich nicht in einer solchen Zwischenstellung befinden, daß Sie deswegen von Ihren eigentlichen Fachkollegen weniger wahrgenommen werden, aber von außen, ähnlich wie das Lexikon, Sie selber zur zentralen Auskunftsperson erkoren werden. Es gibt meiner Meinung nach gute Argumente für die Behauptung, daß Sie innerhalb des Faches im Grunde nie in der Weise wahrgenommen worden sind, wie das Ihrer Forschungsleistung entsprechen würde.

Koselleck: Das führe ich zunächst einmal, wenn es denn zutrifft, wie Sie sagen, darauf zurück, daß ich relativ wenig publiziert habe und die fälligen Aufsatzbände, die die letzten zehn Jahre abdecken werden, noch auf sich warten lassen. Drei Bände mit ungefähr fünfzig Aufsätzen stehen an, um mal wieder zu Wort zu kommen. Und mein Totenkultbuch, das ich demnächst herausbringen werde, ist auch nötig, um wieder zu Wort zu kommen. Insofern bin ich selbst schuld, daß ich relativ wenig produziert habe, und das, weil mich das Publizieren wegen der intensiven theoretischen Reflexion der Themen meistens viel Zeit kostet. Ich kann zwar schnell reden, aber nur langsam schreiben. Das ist zumindest meine Selbstwahrnehmung. Den zweiten Punkt, ob die historische Zunft mich nicht so richtig wahrnimmt, möchte ich bezweifeln, denn ich habe immerhin den Historikerpreis erhalten.³⁸ Es schien sehr schwierig, die Wahl auf mich zu lenken, aber immerhin hat das bewiesen, daß der Anteil der begriffsgeschichtlichen und theoretischen Reflexion nicht unbemerkt geblieben ist. Aber allgemein gesprochen, hängt das sicher damit zusammen, daß ich kein Spezialist geblieben bin, der ich anfänglich für die Geschichte der Aufklärung³⁹ oder für die Geschichte Preußens⁴⁰ einmal gewesen bin. Die Begriffsgeschichte, die kunst- und kulturhistorischen und die sprachhistorischen Interessen sind natürlich so ausdehnungsfähig gewesen, daß ich lieber als Laie in der gesamten Geschichte tätig bin, denn als Spezialist in einem Bereich. Das ist auch die Folge meines Lehrstuhls für Theorie der Geschichte, der die empirischen Anteile so streut, daß auf diese Weise nur meine eigenen Interessen befriedigt werden können, aber nicht die der Spezialisten in einzelnen Gebieten. Das ist eine Differenz, mit der ich leben muß und die auch meine Ineffizienz in Spezialgebieten bedeutet. Ich habe deutlich gemerkt, wie wenig ich nur noch weiß in solchen Gebieten, die inzwischen von hochkarätigen Spezialisten besetzt worden sind. Früher habe ich noch von Luther bis zu Hitler Proseminare abhalten müssen, und es gibt ja noch Kollegen, die das ähnlich gemacht haben, aber inzwischen ist das fast unmöglich geworden. Es ist sehr zu bedauern, daß der Mut zur laienhaften, übergreifenden Frage dahinsinkt zugunsten von hochspezialistischen Kenntnissen, die einem Positivismus Vorschub leisten, der dem negativen Beiklang dieses Ausdrucks Verstärkung verleiht, obwohl ich die Positivisten durchaus zu schätzen weiß.

Dipper: Ist das eine Kritik an der Tendenz der gegenwärtigen Geschichtsforschung in der Bundesrepublik?

Koselleck: Ja, ganz gewiß. Die Provinzialisierung ist ein ganz massives Zeichen. Sowohl die Alltagshistoriker, die sich reduzieren lassen auf wenige Gebiete, als auch die Zeithistoriker erliegen diesem Verdikt. Allenthalben gelten die Epochen als realgeschichtliche Phänomene. Die Epochen werden ja nicht mehr reflektiert, sondern als ontisch vorgegebene Einheiten – als 16., 17., 18. Jahrhundert usw. – gelehrt. Dabei ist der Jahrhundertbegriff ein theoretisch völlig unzulänglicher Begriff; er ist ein rein technischer, von Flacius Illyricus vordem entwickelt, um Vergleichbarkeiten zu ermöglichen, aber nicht um ontische Aussagen festzuschreiben. Der Jahrhundertbegriff ist ein Unbegriff. Die ganzen Jubiläen und die Zweitausend-Jahre-Feiern, die uns bevorstehen, zer-

stören jede Reflexionskraft dessen, was eigentlich Geschichte sei, denn die Frage der Langfristigkeit, der mittelfristigen, der kurzfristigen Ereignisse und Aktualitäten und deren Bedingungen – der verschwundenen Bedingungen, der sich abmeldenden, der sich anmeldenden Bedingungen –, der Wiederholungen und der Wiederholbarkeiten, diese ganze Vielschichtigkeit unserer historischen Erfahrung wird überhaupt nicht mehr begriffen, wenn ich auf Jahreszäsuren aus bin. Ob ich kurzes oder langes 19. Jahrhundert sage, sind doch perspektivische Entscheidungen, die keinen ontischen Wert haben, sondern nur die Sichtweisen der jeweiligen Fragesteller befriedigen. Aber je kürzer diese Hinblicknahmen bemessen werden, je stärker eingengt, desto provinzieller, und das ist eine Tendenz, die sich massiv durchsetzt. Das sieht man an der Lehrstuhlverteilung. Es ist eine Katastrophe, daß die Neuzeit sich auflöst in Frühe Neuzeit, die sich dann noch einmal in drei Jahrhunderte auflöst, während sich 19. und 20. Jahrhundert trennen und in Zeitgeschichte aufgelöst werden. Es gibt ja kaum noch eine *venia legendi*, die sinnvollerweise vom 16. oder vom 13. Jahrhundert bis ins 18. oder vom 7. Jahrhundert bis ins 19. Jahrhundert reicht, obwohl das einige Kollegen durchaus beherrschen. Ich kenne zahlreiche Kollegen, die übergreifend forschen; und je mehr sie herausgefordert werden, diachron und übergreifend zu forschen, desto besser für die Lehre und desto besser für die Studierenden.

Dipper: Mit Provinzialisierung haben Sie jetzt vor allem das chronologische Argument gemeint. Aber könnte man Provinzialisierung nicht auch anwenden auf das, was es eigentlich meint, nämlich auf das Geographische. Könnte man nicht auch sagen, daß ein Teil des Bedeutungsverlustes der Geschichtswissenschaft von der zunehmenden ausschließlichen Bezugnahme auf ein Deutschland, wie es im Laufe der verschiedenen Zeiten in zufälligen Grenzen existiert hat, verursacht wird?

Koselleck: Ja, die vorzügliche Betonung der deutschen Geschichte ist auffällig, aber sie ist wohl nicht größer als die Betonung der jeweiligen Nationalgeschichten in den Nachbarländern. Die Österreicher haben eine Fülle von Lehrstühlen für österreichische Geschichte, was natürlich für den deutschen Historiker etwas eigentümlich klingt, als sei das nicht *eo ipso* ein Teil der deutschen Geschichte, zumindest bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Österreich war immerhin im Deutschen Bund die Vormacht bis 1866. Auch die Franzosen treiben sehr stark solipsistische Geschichte. Alle methodischen Innovationen sind immer bezogen auf ihre eigene Gesellschaftsgeschichte, fast immer. Selbst die großen Briten schreiben ihre Sozialgeschichte sehr stark aus ihrem eigenen empirischen Erfahrungsmaterial. Die international vergleichende Forschung, die international diachronisch vergleichende Forschung ist sehr im argen. Selbst in Amerika gibt es hochspezialisierte Lehrstühle für alle europäischen Spezialgeschichten und für alle afrikanischen, amerikanischen und asiatischen Spezialgeschichten. Vergleichende Forschungsstrategien werden auf diese Weise kastriert. Und diese Kastration ist nicht nur ein deutscher Vorgang, sondern ist ein Vorgang der Spezialisierung, der sicher bald an sein Ende stößt. Gute neue Konzepte werden fällig, die von den nationalen Begrenzungen von vornherein absehen und eine Frageverschiebung provozieren.

Dipper: Sie rechnen jetzt nicht die modische Europabegeisterung hierzu, deren wissenschaftliche Produkte sehr zu wünschen übrig lassen.

Koselleck: Es gibt sehr gute Europastudien, die eine politische Bereicherung darstellen, aber auch Hoffnungen stilisieren. Was ich zur europäischen Einigung in der Begriffsgeschichte pragmatisch beitragen möchte, sind vergleichende Sprachanalysen dessen, was an bündischen Organisationsformen in der eigenen Erfahrung der jeweiligen Sprachräume vorliegt. Dabei stellt sich heraus, daß unter Föderalismus oder analogen Begriffen in Spanien, Frankreich, England, Großbritannien, Deutschland, Polen, Italien

völlig andere Phänomene verstanden werden.⁴¹ Das bedeutet, daß die sprachliche Vorprogrammierung der Einigungspläne völlig heterogen ist. Sie zu vergleichen, obwohl sie der Sache nach analog zu sein scheinen, ist ein Forschungsprogramm, das ich hoffe demnächst durchführen zu können. Aber noch ist es nicht so weit, daß es realisierbar ist. Immerhin sieht man schon jetzt, daß es durchaus möglich ist, mit pragmatischen Forschungsstrategien europäische Fragen zu stellen. Denn Europa ist nun einmal ein Handlungsraum geworden, der enger zusammengewachsen ist als früher. Das läßt sich nicht leugnen.

Dipper: Ich wollte Sie als letztes nach ihren nächsten Projekten fragen. Sie haben die Frage schon beantwortet. Vielen Dank, Herr Koselleck.

- 1 Das Gespräch wurde am 25. September 1996 geführt. Seine redaktionelle Bearbeitung hat Reinhart Koselleck durchgesehen.
- 2 Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte, von Werner Conze zusammen mit Carl Jantke und Otto Brunner 1957 gegründet. Sein Sitz ist Heidelberg. Seit 1962 gibt der Arbeitskreis, dem ungefähr 20 Mitglieder angehören, die Buchreihe "Industrielle Welt" heraus.
- 3 Otto Brunner, Land und Herrschaft. Grundfragen einer territorialen Verfassungsgeschichte Südostdeutschlands im Mittelalter, Baden b. Wien 1939. Das Werk liegt gegenwärtig in einer 5. Auflage (1969) vor.
- 4 Dazu neuerdings Reinhart Koselleck, Hans-Georg Gadamer, Hermeneutik und Historik, Heidelberg 1987 (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse, Jg. 1987, Bericht 1). In der Folge entfällt bei den Beiträgen Kosellecks der Verfassersname.
- 5 Johannes Kühn, Toleranz und Offenbarung. Eine Untersuchung der Motive und Motivformen der Toleranz im offenbarungsgläubigen Protestantismus, zugleich ein Versuch zur neueren Religions- und Geistesgeschichte, Leipzig 1923.
- 6 Carl Schmitt, Die Diktatur, München, 2. Auflage 1928 (1. Aufl. 1921).
- 7 Kritik und Krise. Ein Beitrag zur Pathogenese der bürgerlichen Welt, Freiburg 1959. Das 1953 geschriebene und mittlerweile in sieben Sprachen übersetzte Buch liegt seit 1989 in der 4. Auflage vor.
- 8 Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hrsg.), Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon der politisch-sozialen Sprache in Deutschland, 8 Bde. (in 9 Teilen), Stuttgart 1972-1997. Das Lexikon erschien im Auftrag des Arbeitskreises.
- 9 Otto Brunner, Politik und Wirtschaft in den deutschen Territorien des Mittelalters, in: Vergangenheit und Gegenwart 27 (1937), S. 422.
- 10 "Wir befehligen uns eines soliden Historismus"; Lexikon politisch-sozialer Begriffe der Neuzeit, in: Archiv für Begriffsgeschichte 11 (1967), S. 91.
- 11 Einleitung, in: Geschichtliche Grundbegriffe (Anm. 8), Bd. 1, bes. S. XIX.
- 12 Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte, in: Peter Christian Ludz (Hg.), Kölner Zeitschrift, Sonderheft 16: Soziologie und Sozialgeschichte, Opladen 1973, S. 116-131.
- 13 Werner Trobbach, Das "ganze Haus" – Basiskategorie für das Verständnis der ländlichen Gesellschaft deutscher Territorien in der Frühen Neuzeit, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 129 (1993), S. 277-314. Valentin Groebner, Außer Haus. Otto Brunner und die "alteuropäische Ökonomik", in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 46 (1995), S. 69-80.
- 14 Jörg Fisch, Krieg und Frieden im Friedensvertrag. Eine universalgeschichtliche Studie über Grundlagen und Formelemente des Friedensschlusses, Stuttgart 1979.
- 15 Hingewiesen sei nur auf Lucian Hölscher, Öffentlichkeit und Geheimnis. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung zur Entstehung der Öffentlichkeit in der frühen Neuzeit, Stuttgart 1979.
- 16 Monika Wienfort, Monarchie in der bürgerlichen Gesellschaft Deutschland und England von 1640 bis 1848, Göttingen 1993. Willibald Steinmetz, Das Sagbare und das Machbare. Zum Wandel politischer Handlungsspielräume. England 1780-1687, Stuttgart 1993.
- 17 Penelope J. Corfield, Language, History and Clan, Oxford 1991. Gareth Stedman Jones, Klassen, Politik und Sprache. Für eine theorieorientierte Sozialgeschichte, hg. und eingel. v. Peter Schöttler, Münster 1988.
- 18 Zu A. Dupront vgl. seine Beiträge: Sémantique historique et histoire, in: Cahiers de lexicologie 14 (1969), S. 15-25. Ders. Langage et histoire, in: XIII^e Congrès international des sciences historiques. Communications, Bd. 1, Moskau 1970, S. 1-88.
- 19 Eine Anspielung auf ein Buch des Koselleck nahestehenden Johannes Burkhardt, Abschied vom Religionskrieg. Der Siebenjährige Krieg und die päpstliche Diplomatie, Tübingen 1985.

- 20 Karl Jaspers, Vom Ursprung und Ziel der Geschichte, München 1949.
- 21 Art. "Bund, Bündnis, Föderalismus, Bundesstaat", in: Geschichtliche Grundbegriffe (Anm. 8), Bd. 1, Stuttgart 1972, S. 583-671.
- 22 Staat und Gesellschaft in Preußen 1815-1848, in: Werner Conze (Hg.), Staat und Gesellschaft im deutschen Vormärz 1815-1848, Stuttgart 1962, S. 79-112. Mit diesem programmatisch angelegten Band stellte der Arbeitskreis sich und seine Schriftenreihe der wissenschaftlichen Öffentlichkeit vor. Eine 2. Auflage erschien 1970.
- 23 "Geschichte, Historie", in: Geschichtliche Grundbegriffe (Anm. 8), Bd. 2, Stuttgart 1975, bes. S. 647-717. Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt 1979.
- 24 Der in zwei Teilen erschienene Bd. 8 erhält nur Register.
- 25 Karl Marx, Friedrich Engels, Kommunistisches Manifest, in: MEW Bd. 4, Berlin (-Ost) 1959, S. 462.
- 26 Vgl. dazu insbes. das Vorwort des von Koselleck herausgegebenen Sammelbandes: Studien zum Beginn der modernen Welt, Stuttgart 1977.
- 27 Hans-Ulrich Wehler, Probleme der modernen deutschen Sozialgeschichte, in: ders., Krisenherde des Kaiserreichs, Göttingen 1970, S. 320. Ders., Geschichtswissenschaft heute, in: Jürgen Habermas (Hg.), Stichworte zur "Geistigen Situation der Zeit", Bd. 2, Frankfurt 1979, S. 725, Anm. 23.
- 28 Jürgen Kocka hat allerdings einen Artikel zum Lexikon beigesteuert: Angestellter, in: Geschichtliche Grundbegriffe (Anm. 8), Bd. 1, Stuttgart 1972, S. 110-128.
- 29 Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 1: vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära 1700-1815, München 1987.
- 30 SFB 177: Sozialgeschichte des neuzeitlichen Bürgertums.
- 31 Werner Conze, Jürgen Kocka (Hg.), Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, 4 Bde. Stuttgart 1985-1992. Bd. 1: Bildungssystem und Professionalisierung, hg. v. Werner Conze und Jürgen Kocka. Bd. 2: Bildungsgüter und Bildungswissen, hg. v. Reinhart Koselleck. Bd. 3: Lebensführung und ständische Vergesellschaftung, hg. v. M. Rainer Lepsius. Bd. 4: Politischer Einfluß und gesellschaftliche Formation, hg. v. Jürgen Kocka.
- 32 Vgl. den mit Michael Jeismann herausgegebenen Sammelband: Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler der Moderne, München 1994.
- 33 "Seine Reihe" meint die "Beiträge zur europäischen Gesellschaftsgeschichte" unter dem Obertitel "Bürgertum", hg. von W. Mager, H. J. Puhle, K. Schreiner und H.U. Wehler (später K. Tenfelde), "meine Reihe" bezieht sich auf die "Industrielle Welt", die der jeweilige Vorsitzende des "Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte" bzw. auf "Sprache und Geschichte", die Koselleck gemeinsam mit Karlheinz Stierle herausgibt.
- 34 Gemeint ist der zusammen mit Klaus Schreiner herausgegebene Sammelband: Bürgerschaft. Rezeption und Innovation der Begrifflichkeit vom Hohen Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert, Stuttgart 1994.
- 35 Hans-Ulrich Wehler (Hg.), Europäischer Adel 1750-1950, Göttingen 1990. Monika Wienfort, Monarchie in der bürgerlichen Gesellschaft. Deutschland und England von 1640 bis 1848, Göttingen 1993.
- 36 "Im Vorfeld einer neuen Historik", in: NPL 6 (1961), S. 577-588, Wozu noch Historie?, in: Historische Zeitschrift 212 (1971), S. 1-18. Über die Theoriebedürftigkeit der Geschichtswissenschaft, in: Werner Conze (Hrsg.), Theorie der Geschichtswissenschaft und Praxis des Geschichtsunterrichts, Stuttgart 1972, S. 10-28. Wieder abgedr. in: Theodor Schieder, Kurt Gräufig (Hrsg.), Theorieprobleme der Geschichtswissenschaft, Darmstadt 1977, S. 37-59.
- 37 Dazu demnächst Christof Dipper, Die "Geschichtlichen Grundbegriffe". Von der Begriffsgeschichte zur Theorie der historischen Zeiten. Eine frühere Fassung erschien in: Società e Storia 72 (1996), S. 385-402.
- 38 1989 erhielt Koselleck den Preis des Historischen Kollegs München.
- 39 Vgl. Anm. 7.
- 40 Preußen zwischen Reform und Revolution. Allgemeines Landrecht, Verwaltung und soziale Bewegung von 1791 bis 1848, Stuttgart 1967. Seither sind mehrere unveränderte Neuauflagen und eine italienische Übersetzung erschienen.
- 41 "Diesseits des Nationalstaats. Föderale Strukturen der deutschen Geschichte", in: Transit – Europäische Revue, H. 7 (1994), S. 63-76.

Anschriften der Verfasser:

Prof. Dr. Reinhart Koselleck, Luisenstraße 36, 33602 Bielefeld.

Prof. Dr. Christof Dipper, Institut für Geschichte der Technischen Universität Darmstadt, Residenzschloß, 64283 Darmstadt.